

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Dagny.

„Sind Sie wirklich vollständig sicher, daß der Oberst zu Fuß hergekommen ist?“ fragte Asbjörn Krag noch einmal.

„Das ist erwiesen,“ erwiderte der stellvertretende Amtsrichter. „Sein Reitpferd stand im Stall, als er heimgebracht wurde.“

Asbjörn Krag überlegte. Dann fing er an, das Gelände noch einmal zu untersuchen. Der Feldweg war sehr lehmig und zeigte deutliche Spuren von Schuhen und von Pferdehufen, aber da es ein sehr begangener Weg war, konnte aus diesen Spuren nicht viel entnommen werden. Krag untersuchte auch das Gatter und mit großer Sorgfalt den Ort, wo der bewußlose Oberst aufgefunden worden war.

Für einen oberflächlichen Beschauer hätte es scheinen können, als ob es unmöglich sei, in diesem Gras- und auf der hartgetrampelten Erde etwas zu entdecken; aber das Interesse, mit dem der Detektiv zu Werke ging, deutete darauf hin, daß er dennoch mehr sah als andere.

Während er so beschäftigt war, traten verschiedene Neugierige herzu. Es waren Leute aus der Gegend, einige Bauern, die sich diesem seltenen Falle zu Ehren einen Ruhetag gönnten und in ihren Sonntagskleidern daherkamen, zwei Lakondienner aus dem Kaufladen des Dorfes, einige junge Mädchen, der Kaufmann in eigener Person und ein Bekannter von ihm, ein Mann von auswärts, der aussah wie ein Schullehrer. Das Gerücht von der Ankunft eines Detektivs aus Christiania hatte sich verbreitet und alle diese Neugierigen hergerufen. Asbjörn Krag erhob sich vom Boden und trat zu dem Rittmeister, der gelassen da stand und zuschaute.

„Es geschieht selten mehr, daß ich eine derartige Untersuchung vornehme,“ sagte Asbjörn Krag lächelnd. „Es ist ein überwundener Standpunkt, wie ein Indianer auf der Erde zu kriechen und Spuren zu suchen. Aber es gibt immer noch Fälle, wo man auf die primitiven Formen der Untersuchung zurückkommt.“

„Daß du etwas gefunden?“ fragte der Rittmeister leise.

„Nichts Besonderes. Aber ich habe mir etwas notiert.“

„Notiert?“

„Ja, in meinem Gehirn. So viel kann ich dir sagen, daß ich etwas gesehen habe, was sowohl dem Herrn stellvertretenden Amtsrichter wie dem Amtsvorsteher entgangen ist.“

„Wie lange soll diese Untersuchung noch dauern?“ fragte der Rittmeister etwas ungeduldig. Augenscheinlich fühlte er sich von den vielen Augen, die ihn anstarrten — und das nicht mit durchaus liebevollen Blicken — peinlich berührt.

„Wir sind bald fertig,“ antwortete Krag. „Aber deine Anwesenheit ist dabei gar nicht notwendig.“

„Sehr schön,“ erwiderte der Rittmeister sichtlich erleichtert. „Dann gehe ich lieber nach Hause. Mir ist nicht wohl unter diesen Menschen. Ich wollte, ich wäre hundert Meilen von hier.“

„Geh nur. In einer Stunde komme ich auch.“

„Hast du mir dann vielleicht gute Nachrichten zu bringen?“

„Wir wollen es hoffen,“ sagte der Detektiv ernst.

„Aber ehe du gehst, mußt du mir etwas versprechen.“

„Und was ist das?“

„Du willst doch wohl heute nicht mehr ausreiten?“

„Nein,“ antwortete der Rittmeister etwas erstaunt.

„Warum fragst du?“

„Dann ist dies wohl auch nicht mehr notwendig, daß du heute noch in den Stall gehst?“

„Um diese Zeit pflege ich sonst nach meinen Pferden zu sehen.“

„Schön, aber das kannst du doch auch den Stallknecht besorgen lassen. Du sollst mir versprechen, den Stall nicht zu betreten.“

Der Rittmeister sperrte erstaunt die Augen auf.

„Aber warum denn in aller Welt nicht?“

„Das ist meine Sache, und du darfst vorerst nicht danach fragen. Du gibst mir also dein Wort?“

„Selbstverständlich. Aber das ist mir ein Rätsel.“

„Geh jetzt nur!“

Der Rittmeister verschwand hinter den Bäumen, und der Amtsvorsteher schaute ihm lange nach, wie man einer Beute nachsieht, die einem aus den Händen gleiten will.

Die Zurückgebliebenen sammelten sich nun um den Detektiv, und die Fragen schwirrten ihm nur so um den Kopf. Besonders eifrig war der Schullehrer. Aber Asbjörn Krag gab nur einsilbige Antworten. Er zog den Amtsrichter beiseite und sagte zu ihm:

„Seien Sie ganz unbesorgt. Die Sache sieht zwar im Augenblick sehr rätselhaft aus, viel rätselhafter, als Sie nur ahnen, aber das Rätsel wird sicherlich gelöst werden. Geben Sie mir den Brief, den der Oberst erhalten hat, ehe er ausging. Ich brauche ihn für meine Nachforschungen.“

Der stellvertretende Amtsrichter gab das verlangte wichtige Papier nur sehr zögernd aus der Hand, und Asbjörn Krag steckte es gelassen in seine Briefftasche.

„Das gehört aber doch zu den Akten!“ sagte der Amtsrichter etwas ängstlich.

Krag beruhigte ihn.

„Ich kann mir jeden Augenblick auf telegraphischem Wege die ganze Untersuchung übertragen lassen,“ sagte er. „Das ist nur eine Formsache, und Sie können ganz ruhig sein. Aber was machen denn die Menschen dort?“

Der stellvertretende Amtsrichter drehte sich um. Verschiedene der Neugierigen, die beiden Lakondienner und der Lehrer, waren eifrig damit beschäftigt, den Boden genau so zu untersuchen, wie es Asbjörn Krag gemacht hatte. Diesem

sich es auf, daß besonders der Lehrer außerordentlich großes Interesse verriet.

„Finden Sie etwas?“ fragte der Detektiv lächelnd, während er auf die Gruppe zuging.

Die beiden Bedienten schüttelten den Kopf, der Lehrer schwieg.

„Das ist eine Erscheinung, die sich immer wiederholt,“ erklärte der stellvertretende Amtsrichter sachverständig. „Sobald bei einem Falle irgend etwas rätselhaft ist, traut sich jeder beliebige Mensch die größten Detektivgaben zu, und es ist oft höchst merkwürdig, zu welchen Schlussfolgerungen solche Menschen kommen.“

Der Lehrer, der des Amtsrichters spöttische Worte gehört hatte, entfernte sich schweigend.

Asbjörn Krag sah ihm lange nach, und plötzlich war es, als gleite ein Schatten über des Detektivs sonst so lässliches und ausdrucksloses Gesicht, und in seinen tiefen, klaren Augen glimmte ein Funke auf, der von Verwunderung zeugte.

„Wie heißt dieser Mensch?“ fragte er und deutete mit dem Kopf nach dem Schullehrer, der eben in der Richtung auf das Dorf zu hinter den Bäumen verschwand.

„Er heißt Bomann,“ erwiderte der Amtsrichter. „Seit ungefähr acht Tagen wohnt er im Dorfe beim Kaufmann.“

„Wer ist denn der Kaufmann?“ fragte Krag.

Der Amtsrichter deutete auf einen der Anwesenden, und Asbjörn Krag schaute sich den Mann lange an, als ob er sich sein Aussehen genau einprägen wollte.

Dann schlug der Detektiv den jungen stellvertretenden Amtsrichter freundlich auf die Achsel und sagte:

„Wollen wir gehen? Wir wollen wieder ins Haus des Obersten zurückkehren. Meinen Sie, es wäre möglich, daß ich das junge Mädchen sprechen könnte?“

„Sie ist sehr angegriffen. Ich fürchte, sie hat einen Nervenschlag bekommen. Aber wir können es ja versuchen. Was möchten Sie sie denn fragen?“

„Wir wollen einmal sehen,“ antwortete der Detektiv. „Vielleicht ist alles Fragen doch vergebens.“

„Meinen Sie? Sie ist aber ein sehr verständiges Mädchen.“

„Gerade deshalb,“ entgegnete der Detektiv mit Nachdruck. „Vielleicht ist sie für uns beide zu klug.“

Der stellvertretende Amtsrichter verwunderte sich sehr über diese Antwort. Er sah den Detektiv an, um vielleicht aus dessen Minenspiel lesen zu können, was er meinte. Aber nun wurde der Detektiv mit einem Male ganz vergnügt. Er machte eine Handbewegung und sagte:

„Was ist dies hier für eine herrliche Gegend! Hier möchte ich leben!“

Der Amtsrichter konnte mit dem besten Willen die Gegend nicht besonders schön finden, und sie war es auch nicht. Aber Krag fehlte der Sinn für Natur vollständig, und wenn er in diesem Tone von der Natur sprach, dann lag stets die Absicht dahinter, unangenehmen Fragen oder Erklärungen auszuweichen.

Der Detektiv wurde plötzlich gesprächig, und als die beiden Herren auf dem Hofe des Obersten anlangten, war er mitten in einer interessanten Geschichte aus seinem ereignisreichen Leben, einer Geschichte, die der junge Amtsrichter mit Begierde einsog. Blöhlisch aber rief er:

„Da ist sie!“

Asbjörn Krag kehrte sich um. Ein junges Mädchen kam langsam über den Hof dahergewandelt.

Sie schritt mitten im Scheine der untergehenden Sonne. Asbjörn Krag konnte ihr Gesicht deutlich sehen und war betroffen von ihrer eigentümlichen Schönheit. Sie trug ein Kleid von ländlichem Schnitt, aber so, wie sie sich bewegte, war es nicht schwer zu erkennen, daß sie eine Dame war, die auch schon anderswo gelebt hatte, als auf einem weitabgelegenen Gutshofe.

Das Mädchen kam auf die beiden Herren zu. Krag konnte sehen, daß sie sehr blaß war. Sie mußte erst vor kurzer Zeit geweint haben.

Fräulein Dagny streckte ihm die Hand entgegen und versuchte zu lächeln.

„Ich habe gehört, daß Sie hier sind, und möchte Sie gerne begrüßen,“ sagte sie. „Ich bitte Sie, ins Haus zu kommen.“

„Danke. Ich hatte eben die Absicht, Sie aufzusuchen, gnädiges Fräulein. Sie können mir vielleicht einen Dienst verrichten, vielleicht sogar einen sehr großen Dienst.“

Das Fräulein wurde ängstlich und erwiderte zurückhaltend:

„Ich?“

„Ja, gerade Sie, mein gnädiges Fräulein. Der Herr Amtsrichter hier sagte mir zwar, Sie dürften nicht beauftragt werden, aber ich hatte mich entschlossen, darauf keine Rücksicht zu nehmen.“

Fräulein Dagny lächelte wieder.

„Ich hätte Sie nicht für so zudringlich gehalten,“ sagte sie.

„Das bin ich auch gar nicht, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Asbjörn Krag. „Aber hier, wo es sich um so wichtige Dinge handelt, wußte ich ja, daß Sie sich dem, was Sie tun können, nicht entziehen würden.“

„Ich stehe Ihnen gerne zu Diensten. Was kann ich tun?“

„Zuerst möchte ich mich erkundigen, wie es Ihrem Herrn Vater geht.“

„Der Arzt ist soeben bei ihm gewesen. Er ist noch nicht wieder zum Bewußtsein gekommen, und der Arzt meint, das könne vielleicht noch Wochen dauern. Aber er hofft doch, ihn am Leben zu erhalten.“

„Weiter möchte ich Sie um eine Unterredung unter vier Augen bitten,“ sagte Krag.

Als er diese Bitte aussprach, sah er sie ernsthaft an. Ihre Blide wichen den seintigen schon aus.

Da erkannte Krag, daß sie etwas a wußte, und er sah an dem nervösen Zittern ihrer Hände, daß sie in großer seelischer Erregung war.

(Fortsetzung folgt.)

## Glödner Thommsen.

Von Paul Alexander Schettler.

(Nachdruck verboten.)

Glödner Thommsen trat von dem Altare des Turms von St. Kathrin in sein Turmsübchen zurück. Er hatte den ständlichen Handgang und Ausblick auf die Stadt, der seit Jahren zu seinem Amt gehörte, beendet und konnte sich die Glieder wieder am Feuer des Ofens wärmen. Das war nötig, denn draußen heulte der Sturm und trieb Schneeschauer gegen die Fenster; und zehnmal toller trieb hier oben der Schneewind sein Spiel als drauten in den Straßen. Da riß es ihn, den alten Mann, mit ganzer Wucht herum und die Kälte drang ihm durch den dichten Pelz bis auf die Haut. Aber er kannte das und seine Natur war wetterfest geworden in den langen Jahren seines Dienstes, hart gegen Unbill und Wetterbräus, wie seine Seele gehärtet gegen Not und Leid.

Das hatte wohl die Einsamkeit zuwege gebracht, daß er auch innen hart geworden war, hart gegen sich wie gegen andere. Stürmisch, wie hier oben der Wirbelsturm ihn umbrauste, hatte ihn das Leben angefaßt, und einsam, wie ihn sein Amt über die Menschen gesetzt hatte, war er auch als Mensch unter Menschen. Und doch war er nicht vom Leben dort unten losgelöst, und der Krieg, der seit Jahr und Tag ferne tobte und brandete, warf das dumpf brausende Echo auch in seine Seele. In seiner Einsamkeit fühlte er, der Alte, sich durch den Entel an das Schicksal der Welt gebunden, durch den Entel, der draußen für des Reiches Bestand mit litt und suchte.

Der Entel, das Einzige, was ihm das Leben gelassen, hatte am Kriege teilgenommen. Mit aller Kraft hatte er um den Jungen gerungen, hatte ihn zu halten gesucht, aber der Krieg war unerbittlich. Er mußte ihn ziehen lassen und ihm blieb einzig die Sorge um ihn, die er tief in sich verschloß, die an seiner Seele bis, und die er vergebens mit aller Härte von sich zu weisen suchte.

Sturmbeengt, wie der winterliche Wettersturm draußen, sah es in Glödner Thommsens Zimmer heute aus. Eine Karte war ihm heute in seine Einsamkeit geflogen. Weit aus dem Westen kündete sie des Entels Ankomst in der Heimat an. „Urlaub, Großvater, Urlaub!“ schrie es ihm förmlich entgegen mit der ganzen jaudzenden Widersehensfreude der Jugend. „Galt mir gut Auschau, wenn ich komme!“ hatte der Junge hinzugefügt. „Du wirst dich wundern, was aus mir geworden ist.“

Ach ja, Auschau gehalten hatte der Alte ja stündlich in Wind und Wetter, und die galt nicht der Stadt nur und war nicht nur starre Blicke. Seitdem er draußen war, der Junge, trieb ihn mehr als Amtsbewußtsein auf die Auschau und seine alten Augen schienen schärfer und eindringlicher schauen gelernt zu haben. Sie sahen über das Land hinaus, weit, weit in ein wildes wegendes Geschehen, das sie deutlich zu erkennen glaubten. Und wenn er wieder drinnen saß, am Ofen, starcken seine Augen noch hinaus und sahen phantastische, abenteuerliche Bilder, zu denen der Sturm, der um den Turm pfliff, seine wilde Melodie ergaß. Wie aber riß es an seinem Herzen, wenn er die knotigen Töne fassen und der Glocken ehernen Lippen das Wort „Sieg“ entziehen mußte, daß der Glockenstuhl beste und wankte wie drohendem

Gefang. Wie packten da die alten Fäuste, wie strastten sich die Arme. Es war dem Alten, wie wenn Griffen und Aengste aus Turmflübe und Herem hinausdrängen und ein starkes junges Lebensgefühl ihn durchströmte. Dann bebte der Glockenton noch lange in seinem Körper nach und er lehnte stundenlang an der Brüstung des Turmes und starrte auf die fahnenbewipfelte Stadt hinab, in der die helle Freude fieberte und blühte.

Man wartete er Stunde auf Stunde auf den Andreas, denn die Feldkarte voraufgeleitet war. Er wünschte, des Uraubers erster und einziger Weg war der Turm von St. Kathrin, denn der Hügel war ein ebenso Einsamer wie der Alte. Nicht Vater und Mutter, keine Geschwister. Von Verwandten keiner, der sich um ihn kümmern mochte. Um so inniger hatte er sich dem Großvater angegeschlossen, der Andreas, schon als Weibe. Hatte ihn geholfen, wo die alten Knochen nicht mehr so recht wollten und war schon recht und schlecht zum Nachfolger im Glöcknerdienste bestimmt, als der Dienst ihm andere Arbeit aufgab. Und wo blieb er nun, der Junge? Schon sank der Nachmittag. Draußen schürte es und die Schneeflocken wirbelten in klammernden Tanneln durch die Luft und gegen die Fenster. „Salt gut Küsschen!“ schrie der Junge. Ja, ja, bei dem Wetter. Schon besser war es, das Ohr zu spitzen und die Steinstufen hinunter zu laufen, die aus dem Turmturm auf die Straße führten. Wohl ein dutzendmal schon hatte der Alte die Turmtür geöffnet und nach dem Turmzimmer gefascht. Nun war es auf einmal wie helles Klingeln durch das Gewölbe gesprungen. Ein Frauenlachen? Glöckner Thommsen schüttelte den Kopf. Das war ihm seit Jahren nicht mehr hier aus Ohr gedrungen, ein Lachen aus Frauenmund. Er trat an die Stiegenbrüstung und rief hinab: „Bist Du's, Andreas?“

Da dröhnte ein Lachen herauf, ein dunkles und ein helles, das sich im Echo der Wände vielfachmalt sprach. Und die Steinstufen herauf posterte es und trippelte es.

„Hallo! Großvater Thommsen, die Türe weit auf! Hast Raum genug im Hause?“

Und nach einigen Minuten stürzte ein gebräunter Soldat die letzten Stufen herauf und zog hinter sich her ein junges Ding. „Willkommen, Großvater. Sieh, was ich dir mitgebracht habe.“

„Geh, aus dem Kriege bringst du das?“ lachte der Alte.

„Ja, man, hätte der Krieg nicht den Mäppler gespielt, — so ist's nun aber geschehen. Sie ist meine Braut — Marianne heißt sie — ist Waife wie ich — hat ehrlich ihr Geld verdient als Wäscherin und soll nun Frau Andreas Thommsen werden, geht, Marianne?“

„Schau, schau,“ machte der Großvater, „so ein Mädel. Na, und wird sie denn dem Soldat auch mögen und den Großvater Türmer dazu?“ forschte er.

Marianne blickte auf und überließ dem Alten ihre Hand.

„Ist aber kein freundliches Brot, da hier oben tagein tagaus Frau Türmerin sein, mein Kind, da gibts kein Schwägen mit der Frau Nachbarin, kein Ueber-die-Straße-Binzeln. Darter Dienst ist hier oben und der Wind weht hart hier. Kann sie denn allein sein, so ganz einsam?“

„Verred ihr nichts, Großvater,“ schritt Andreas ihm die Rede ab. „Wo wir beide sind, da gibts kein Alleinsein. Was brauchen wir Nachbarin, die uns in unser Glück hineinreden? So weit über der Welt, das ist schon der rechte Ort für so ein Paar, wie wir beide es sind, meinst nicht, Marianne?“

Marianne nickte und blickte ihrem Andreas fest ins Auge. Dann sahen sie zu dritt am Tische am Pfen und Andreas mußte aus dem Kriegsbornis der Erinnerungen framen, daß der alte Glöckner fast die Zeit des Rundganges versäumt hätte vor Begierde zu hören. Der Glockenfall hatte nachgelassen. Der Abend sank. Zu dritt sahen sie aus dem Altane des Turmes.

„Gott!“ fuhr die Marianne schwach zusammen. Ein Schwindel hatte sie erfaßt, als sie den Blick in die Tiefe richtete.

„Welt, hoch wohnen wir hier.“ lachte Andreas und hielt die Aengstliche fest und sicher umschlungen. „Wie die Turmschwalben hoch haben wir unser Nest gebaut. Hab keine Furcht, daran gewöhnt sich unserem bald.“

Sie schritten um den Turm. Tranken lag wie ein in Watte gepacktes Kinderspielzeug die verschneite Stadt, die die ersten Häuserfronten wie Linien schwarz hervor, gleich einem ichimmern den Teppich lag im Umkreise Wald und Feld ausgebreitet, und alles war so fern, so winzig klein und weifenlos, als gehöre es zu einer anderen Welt, die fremd und teilnahmslos dalag, zu der man sich nicht hinfinden konnte.

Marianne war still geworden, als sie die Stube wieder betrat. Sie war beim Schauen aus der Höhe von einer Beklemmung erfaßt worden und glaubte das Gefühl eines gefangenen Vogels zu spüren, der das Fliegen verlernt habe angelastet der Freiheit, und der sich nun vor der Freiheit fürchtete. Wie geborgen hatte sie sich an Andreas' Brust gefühlt, von seinen Armen fest umschlungen, kam ihr das Gefühl der Sicherheit zurück. Sein Lachen hatte sie von ihrer Angst befreit, und doch war ein leiser Schauer in ihr zurückgeblieben, etwas Unerklärliches, das sie nicht ganz überwand.

So sahen sie noch kurze Zeit im Türmerstübchen, ein wenig stiller als zuvor, bis es Zeit war für Marianne heimzukehren.

Langsam stiegen Andreas und sein Mädchen die vielen Stufen hinab in die Tiefe, und je näher sie der Erde kamen, um so freudiger wurde ihr ums Herz. Der junge Soldat brachte seine Braut bis zur Wohnung und lehrte dann in den Turm zum Großvater zurück.

„In drei Tagen ist Hochzeit, Großvater,“ sagte Andreas, „so ist's Kriegsbrauch.“

Der alte Thommsen nickte und lächelte verkommen. Und drei Tage später zog er die Glocken zur Hochzeit seines Enkels. In abermals drei Tagen war der Andreas wieder hinausgegangen zu seinem Truppteil. Für den Großvater begann die alte, einsame Zeit. Nicht ganz so einsam freilich, wie sonst. Denn da hatte ihm der Andreas ja ein Stück von sich selbst hinterlassen, sein junges Weib, die Marianne, die fand nun öfter den Weg hinauf ins Turmstübchen zum Alten, brachte ihm Bist vom Andreas und ging dem alten Manne, wo sie konnte, zur Hand. In dem Gedanken an den draußen kämpfenden trafen sich zwei Einsame, und wenn sie auch nur wenig sprachen, die Junge und der Alte, sie fanden sich zueinander durch den Einen, Fernen, der ihre Lebenskreise eng und immer inniger verband.

Oft stand Marianne am Turmfenster und schaute hinaus in die Weite. Sie konnte es noch immer nicht über sich gewinnen, mit Großvater Thommsen auf die Altane hinauszutreten. Andreas hielt sie ja nicht. Andreas' sicherer, schützender Arm hoch draußen für Heimat und beider zukünftiges Glück. Wenn das Sehnen nicht gewesen wäre und dann die tückische Angst, die sich zuweilen im ihr Herz krampte, wenn sie an ihn dachte! Da verband sich plötzlich schauernd in ihrer Vorstellung das Angst- und Selbsteitsgefühl, da beide an der Turmbrüstung standen und sie, von einem Schwindel erfaßt, sich an seine Brust presste, da Himmel und Abgrund sie so nahe gefühlt hatte, und sie fühlte ihr Glück von dunklen Aengsten beschattet, daß sie oft verzweifelt mit ihren bösen Ahnungen ringen mußte, um gläubig und stark zu bleiben.

Wochen waren hingegangen. Der Märzsturm hatte den Winter abgebläst und er sang nicht minder trotzig durch die Glockenfenster hinein und tanzte heulend und pfeifend um Großvater Thommsens einsames hohes Turmgeläß. Der alte Glöckner kannte sein Lied und hörte es kaum noch. Er laufte nach innen, sah stumpf in seinem Stahl und verrichtete automatisch seine Pflichten, wie er jahraus, jahrein getan. Wieder war es stiller um ihn geworden. Marianne war seit Tagen nicht mehr zu ihm gekommen, Marianne, die ihm Kunde von Andreas' Gebrach, die durch ihre Gegenwart ihm die Einsamkeit fremdlicher gehalten hatte. Auch zu ihm direkt drang kein Zeichen mehr von Andreas. Doch er kannte das, geduldig sein und warten. Nur manchmal schüttelte er den grauen Kopf und sah gedankenverloren über die Stadt hin, als sonst. Und er fühlte eine tiefe Leere in sich, in seiner Gottverlassenheit mehr denn je.

Da geschah es eines Abends, als alle Sturmgeister um das Becken des Alten ihr Stellbüchlein hatten, daß seine wachsameren Ohren leise Tritte die Wendeltreppe hinaufschließen hörten. Die Türe ging leise und eine milde Hand legte sich auf des Alten Schulter, wie das matte, weisse Blatt, das vom Herbstwinde herabgeschüttelt wird.

„Bist lang ferngeblieben. Dat dir's vor dem Turm gegrast, Kind?“ fragte der Glöckner. Da sank Marianne vor ihm in die Knie und barg mit verzweifelter Stöhnen ihr Gesicht in seinen Saß. Er bemerkte, wie verzehrt ihre Hände, wie verwandelt ihr Wesen war. Andreas? — — — Es durchbebt ihn wie einen vom Bligschlag getroffenen alten Stamm. Doch er dachte nicht an seinen eigenen Schmerz, er sah nur die hilflos Gewundene, die ihres Lebens ferns verarbeitete und fuhr mit tröstender Hand über ihr Haar. Sie zitterte wie im Krampf, unjähig noch zu schlucken.

„Kind, Kind,“ stammelte er und fand kein anderes Wort zu trösten. Dann schlug die Uhr und er mußte an sein Amt denken.

„Bleib hier, Kind,“ sagte er, sich erhebend, „wir zwei beide wollen zusammenhalten, Kind!“

Marianne schüttelte leise den Kopf.

„Doch doch!“ beharrte er. „Es wird alles, alles gut, Marianne.“ Dann trat er auf wartenden Knien hinaus, während der Sturm ihm die Türe aus der Hand schlug. Langsam tappete er um den Turm, im Brausen der Lüfte hielt er sich trotzig und verbissen und stemmte sich gegen sein inneres Leid, wiewohl ihm die Füße sah den Dienst verlagten. Da — hatte das nicht wie ein Särclein durch die Lüfte gestungen. Ihm gefror das Blut. Er eilte zurück und riß die Türe zum Turmzimmer auf. Leer.

„Mar —“, der Laut erkundete ihm die Kehle.

War sie toll geworden? — Er stürzte zur Turmtreppe. Nichts — Er fuhr sich über die Augen. Wie, wenn sie ihm nachgeeilt war und sich —?

Er nahm die Handlaterne und eilte jetzt die zahllosen Stufen hinunter, als könne er noch retten, noch helfen. Unten schlugen Laute gegen sein Ohr. Menschenstimmen. Der Wind blies ihm die Laterne aus, als er auf den Platz trat. Und wie durch einen Schleier sah er Menschen stehen und gaffen. Aus dem Haufen löste sich ein Krankenwagen, der davonfuhr. Mit erloschener Laterne hand der Alte, verheintert, an den Türpfosten gedrückt, stand, bis der Platz wieder leer und still geworden war.

Dann wandte er sich und schürzte mechanisch in sein Bettel zurück.

**Vermischtes.**

\* Zur Geschichte des Kegelspiels. Auch das Kegel-  
spiel hat eine eigene Geschichte, die bis in das 18. Jahrhundert  
zurückverfolgt werden könnte. Der älteste urkundliche Vermerk  
über das Kegelspiel findet sich in einem Buch des Hugo von  
Trimbach, der 1268 bis 1309 Rektor einer Schule in Thaurerläd,  
einer Vorstadt von Bamberg, war. Im 13. Jahrhundert gab es  
bereits zwei Arten des Kegelspiels, bei dem einen wurde die Kugel  
gerollt, bei dem anderen geworfen. Die Geillichkeit scheint dem  
Kegelspiel im Anfang des Mittelalters ziemlich abhold gewesen  
zu sein, denn in dem „Weistum“, welches im 15. Jahrhundert  
erschien, wird das Kegel als ein unziemlich Spiel bezeichnet,  
„daraus Sünd schant und Valler fliehen mücht.“ In der früheren  
Reichsstadt Mülhausen und in München war das Kegelspiel  
 sogar verboten. Zu Ende des 16. Jahrhunderts scheint der auf  
 dem Kegelspiel losende Makel beseitigt gewesen zu sein, denn in dem  
 Städtchen Reih ließ der Rat der Stadt im Jahre 1592 eine  
 eigene Kegelbahn für sich errichten. Zu gleicher Zeit wurde in  
 Frankfurt am Main von einer Patrizier-Gesellschaft ein großes  
 Kegelfest veranstaltet, bei dem drei silberne Kleinodien als Gewinne  
 ausgesetzt waren. Im 17. Jahrhundert nahm das Kegelspiel  
 in Deutschland sehr ab und gelangte erst wieder im 18. Jahr-  
 hundert zur Blüte.

\* Die Stimme der gefangenen Ukrainer. Die  
 Bevollmächtigten des deutschen Kriegsgefangenenlagers in We-  
 sar, in dem ausschließlich ukrainische Soldaten zusammengezogen  
 sind, haben sich an das Komitee des Arbeiter- und Soldatenrates  
 in Petersburg mit der Eingabe gewandt, in der es u. a. heißt: „Der  
 Krieg, Kameraden, wer braucht ihn? Wer begünstigt ihn und würde  
 ihn bis ins Unendliche führen? Wer? Die Kapitalisten, die  
 Kapitalisten und tausendmal die Kapitalisten, unter nächster Be-  
 zelligung der Auslandsdiplomatie, Kameraden! Wir erlauben uns,  
 darauf hinzuweisen, daß die Willkür des fremdländischen Kapitals  
 noch schrecklicher ist, als das alte Uebel. Mit Schmerz haben wir  
 hier die Nachrichten über die Kräfte der englischen und französischen  
 Diplomatie und des Kapitals erhalten. In großen Stücken gehen  
 Vorkäufen der russischen Erde an sie über. Denkt daran, in wessen  
 Händen sich jetzt die gesamte Bergwerksindustrie Sibiriens befindet!  
 Wer herrscht über Archangelsk? Wer hat mit wahrer Räuberfrech-  
 heit vom Strand des Baltischen Meeres Besitz ergriffen? Überall,  
 an allen Ecken Russlands sind die Ausländer aufdringlich und ohne  
 Aufforderung hereingekommen. Für wessen Interessen haben wir  
 Krieg geführt und führen ihn noch, Kameraden? Uns tut es weh,  
 schrecklich weh, daß das russische Volk, das der ganzen Welt seine  
 freie Seele und seinen Verstand gezeigt hat, daß dieses freie Volk  
 heimtücklich in Unentschlossenheit gelassen ist. Dasselbe Volk, wel-  
 ches Ereignisse durchlebt hat, die mit goldenen Lettern auf der  
 Tafel der Weltgeschichte aufgezeichnet sein werden, dieses Volk  
 muß mit einem Schlag den georgischen Knuten des brudermörder-  
 schen Krieges durchhauen, damit noch einmal die mächtige Kraft  
 des freien russischen Willens sich erweise. Kameraden! Wir Kriegs-  
 gefangenen, die wir uns zu einer engen Familie zusammenschlo-  
 ßen haben, künden dem Komitee des Soldaten- und Arbeiter-  
 rates unseren Willen. Genug des Blutes, genug! Wir, wie die ganze  
 Welt, sehnen endlich nach Erholung in dem längst ersehnten  
 Frieden. Möge an den Grenzen des erneuten Russlands kein Blut  
 mehr vergossen werden! Möge der Frühling unserer Republik  
 wie der wahre Lenz leuchtend und herrlich sein. Genug des Blutes,  
 genug!“

\* Die Handelstriebs des französischen Staates.  
 Um zu beweisen, daß die französische Regie nicht gerade das Muster  
 kaufmännischer Ehrlichkeit darstellt, wurden jetzt von einem Neu-  
 gierigen 6 französische Streichholzschachteln untersucht, deren jede  
 100 Streichhölzer enthalten sollte. Die erste Schachtel enthielt  
 tatsächlich 100 Streichhölzer; 2 andere aber enthielten nur je 92,  
 2 weitere je 90, die letzte endlich nur 83. So hatte in diesem Fall,  
 wie L'Œuvre bemerkt, die französische Regie statt 600 Streich-  
 hölzer nur 547 geliefert, also 10 % der gesamten Ware vorenthal-  
 ten. Da der Staat ein solches Beispiel gebe, könne man sich  
 über die Unzuverlässigkeit der Privatkasse nicht weiter wundern.

**Büchertisch.**

— Zwischen Argonnen und Champagne. Heraus-  
 gegeben von Otto Müller und Herbert Reiners. Verlag: Gebr.  
 Mann, Frankfurt am Main 1917. 8°. 147 Seiten und zahlreiche  
 Abbildungen. Preis 1,60 Mark das broschurierte Exemplar. Im  
 Felde stehende Verfasser besaßen das Bild zwischen Argonnen  
 und Champagne nach seiner geschichtlich gewordenen Eigenart.  
 Dr. phil. Hans Geologe am Großherzogl. Landesmuseum in  
 Darmstadt schreibt „Wie der Boden wurde.“ Dr. Pfarrer  
 O. Müller gibt einen fesselnden geschichtlichen Ueberblick „Das  
 Land und sein Loz.“ Die „Hauptstadt“ Grandpré schildert zumal nach  
 ihren künstlerischen Werten Privatdozent Dr. Reiners, Bonn.  
 Die beiden Herausgeber bringen allerhand Erinnerungen aus den  
 „kleinen und kleinsten Städten.“ Etliche „Wehrhafte Straßen“ des

Geländes werden von Dr. phil. J. Th. Ringelschmidt, Mainz,  
 feinsinnig untersucht. Von seinen Stunden „An fremden Kammen“  
 plaudert Hauptmann H. W. Reih, Darmstadt. Auf eigenen Ge-  
 dankenpfaden, von denen aus auch Schlaglichter auf die Ereignisse  
 der Gegenwart fallen, geht Dr. Ringelschmidt in dem stoff-  
 geschriebenen Abschnitt über Mabilon „An der Wiegenstätte eines  
 Großen“. Privatdozent Dr. Reiners faßt den kunstgeschichtlichen  
 Ertrag zusammen unter der Ueberschrift „Was die Kunst uns gab“.  
 „Komm Du das Land“ hat Hauptmann Drüner (Professor am  
 Frankfurter Goethegymnasium) eingangs gefragt, um die Kämpfe  
 dieses Abschnittes anzuregen, nach dem Warum zu fragen und  
 auch in einem fremden Lande das, was wertvoll und wissenschaftlich  
 ist, unbefangen auf sich einwirken zu lassen. Wer das stärkste Er-  
 leben brachte nicht nachfolgende Erinnerung, sondern die Größe  
 des Gegenwartskrieges. Dr. Pfarrer K. Reih, Wiesbaden, greift  
 darum an vieler Kriegskameraden und Heimatgenossen Seele, indem  
 er ihnen in dem Schlusssatz bewußt werden läßt, „Wie wir mit  
 dem Lande eins wurden.“ Das schlicht-hübsche Büchlein wird vielen  
 willkommen sein als Anregung und Erinnerung. Wir empfehlen  
 es warm. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß das Land,  
 das hier geschildert wird, Kampfgebiete heimischer Truppen ein-  
 schließt.

— „Sozial“ Inhalt des Augustheftes: „Stellvertreter“.  
 Von Eise Dasse. — „Henriette Feuerbach. Ein Bild der leidenden  
 Liebe.“ Von Dr. Max Schwarz. — „Der Hochhub.“ Erzählung  
 von Peter Dörfler. — „Marie von Ebner-Eschenbach.“ Von  
 Richard Schickel. — „Aus europäischen Tagen.“ Erinnerungen  
 von \*\*\*. — Kleine Bauwerke: „Hans Wittners „Pelegrina“ als  
 musikalisches Kunstwerk.“ Von Dr. Eugen Schmitz. — Kritik:  
 „Neue Romane.“ Von Franz Herwig. — Mundschau: „Kriegs-  
 betrachtung.“ „Das Bild als Verleumder.“ „Friedrich Schlegel  
 der Deutsche.“ „Frauen, die Dramen dichten.“ „Schemanns  
 Gobineaubiographie.“ — Liturgie und Parnament: „Reisen nach  
 Italien.“ — Unsere Kunstbeilage.

— Deutscher Wille (Rundschau). Zweites Juli-  
 heft 1917. (Kriegsausgabe zum ermäßigten Preis von 3,60  
 Mark vierteljährlich. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.)  
 Eingeleitet wird dieses Heft durch einen Aufsatz von Carl Brock-  
 hausen über „Die Kugelgestalt der Erde und der Weltfrieden“,  
 wobei von dem Gedanken ausgegangen wird, daß zwar die falsche  
 Vorstellung von der Erdscheibe längst geschwunden, daß aber die  
 politische Wirkung der Kugelgestalt der Erde erst jetzt sich geltend  
 mache, und daß diese Wirkung nun hoffentlich auch bei der  
 künftigen Friedensgestaltung segensreich hervortreten werde. Daran  
 schließt sich ein Beitrag von Otto Corbach „Produktions-  
 zwang im Kriege“, worin die wirtschaftspolitische Bedeutung  
 dieses Zwanges dargelegt wird. Paul Marsoj bespricht tief  
 einfließend die musikalische Begende von Hans Pfitzner „Pelegrina“.  
 In „Frau von Staël“ hundertsten Lobsstage bringt Hans  
 Reih Betrachtungen über das, was die Frau geschichtlich noch heute  
 in den Bezirken der Literatur und Politik bedeutet. Eine Heimat-  
 schaufrage behandelt Müller-Diipe: den „Kommunalbaumstiel“  
 und fordert Vernehrung eines bisher nur zu sehr verhinderten  
 Einflusses auf die Baukultur. Den Beschluß des ersten Teiles  
 bildet ein Aufsatz von Hans Härtel, der „Die Lage der Ethik in  
 unserer Zeit“ beleuchtet. — Im zweiten Teile der reichhaltigen  
 Mundschau, finden wir Aufsätze u. a. von Bonus, Vom guten  
 Beispiel der Unparteilichen; Schumann, Der Fall Deruga;  
 Günther Schmid, Ein Eiferer Soldatenlieb; E. Schneider, Neue  
 Wege der Lichtspielreform; Aenarius, Zu Max Liebermanns Sieb-  
 zigstem; A. W. Ferdinand, Der Weg der Kriegerheimstätten; S. v.  
 Beauvieu, Kriegsgärten; Bonus, Ein englischer Vorstoß zur  
 Alkoholfrage; Schumann, Biologenpolitik; Aenarius, Schweizer-  
 risches; Taufströmer, Der Platoniker; Reih, Unter der Zensur;  
 Wankoch, Bibliothekalen auf Bahnhöfen; Anna Röttger, Zur  
 Bildung der Landmädchen; H. Verter, Vom Spiel und von  
 Spielen; Samuleit, Soll der Rosde-Kummel wieder aufleben?  
 Härtel, Die Bilanz. — An Bildern und Notizen sind bei-  
 gegeben: Max Liebermann, Jubengasse in Amsterdam; Karl Thie-  
 mann, Blick ins Tal; eine Zeichnung von Franz Koch und eine  
 Schattenschnitt von Georg Blische. — J. S. Benz, Trauriger  
 Lenz; Die junge Witwe.

**Reihenrätzel.**

Breitengrad, Fallschirm, Fatalist, Schlummer, Schwaben, Uhrmacher.  
 Vorstehende Wörter sind in eine Reihenfolge zu bringen, daß  
 der erste Buchstabe der ersten Wortes, der zweite des zweiten, der  
 dritte des dritten und so fort im Zusammenhang eine schöne, lang-  
 erlehnte Zeit benennen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Zifferblatt-Rätzels in voriger Nummer:  
 I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII  
 B A R T E L L E R N A A  
 Bar, Bari, Barte, Bartel, Ar, Tell, Teller, Elle, Eller, Erna,  
 Raab, Abart.